



Feierabend



Licht und Dunkel.

Von Henri Barbusse.

Louise Doret schob den Riegel vor das schwere Gartentor. Draußen herrschte tiefe Finsternis, da sie ins Haus zurückkehrte. Man sah nichts mehr, nicht einmal den Himmel. Ihre kleine Gestalt mit ihrer auf dem nachdunklen Hintergrund hin und her tanzenden Laterne schien wie auf dem Meere zu schaukeln.

Ihre Füße spürten den Kies der Hauptallee wieder unter sich, und während sie vorwärts-eilte, unterließ die Frau des Wächters unbedeutlich, wie das unbewegte Phantom dieser Allee zwischen den ganz schwarzen Rasenflächen entschwand.

Sie ging an einer dunklen Mauer entlang, das Licht im Gartenhaus war erloschen, dort schlief ihre alte Mutter, das einzige menschliche Wesen, das sich außer ihr in diesem Augenblick auf dem Besitz befand; Etienne Doret war auf seinem Rundgang bis zum Morgen unterwegs; er hatte sogar Kolf mit sich genommen. In Gedanken streifte sie die Bilder der Dinge: die Weiden, die ausfahen, als knieten sie, die aufrechten Pappeln, die mitten im Tanz erstarrten Eichen. In der eisigen Dunkelheit stolperte sie gegen die erste Türschwelle, die breit war wie ein Grab. Sie erklimmte die Steinfliesen, betrat das Haus und verriegelte sogleich die Tür. Sie atmete erleichtert auf, jenseits von soviel Nacht, soviel Kälte und soviel Einsamkeit zu sein.

In der Küche bemerkte sie den Revolver, den Etienne zurückgelassen hatte, und ergriff ihn. Er war nicht geladen, die Patronen befanden sich in der Kasse im Speicher. Sie würde dann hinaufgehen. Sie war nicht ängstlich, aber in ihrem völligen Alleinsein war sie erfüllt von einem großen und stolzen Verantwortungsgefühl.

In der einen Hand die Laterne, in der anderen die leere Waffe haltend, drückte sie die Tür zum Speisezimmer auf und trat ein. Sie stieß einen heiseren Schrei aus.

Eine Gestalt, die halb über den Tisch gelehnt schien, hatte sich aufgerichtet und stürzte ihr entgegen.

Unbedeutlich nahm sie im grellen Schein der Blendlaterne, die sie vorstreckte, ein durchfurchtes, verwirrtes Gesicht wahr, Bart und Hals in tiefem Schatten, mit flackerndem und spielendem Blick, der Mund schief, wie durch ein Krängen verzerrt.

Louise Doret brüllte: „Jurid!“ und schwang Laterne und Revolver zugleich. Der Mann wich mit einem Satz zurück; trotzdem macht er Miene, die Hand auszustrecken und brummt:

„Keine Angst . . . keine Angst . . . Ihr Mann schützt mich. Ich werde Ihnen erklären.“

Er wiederholte unter derbem Lachen: „Keine Angst!“ Er schien an sich herumzutasten.

„Hände hoch!“ schrie die Frau. „Hände hoch oder ich schieße sie nieder!“

„Oh!“ murmelt er schauernd.

Er sah sie wie ein Tier an, das in die Falle geraten war, und gehorchte dann augenblicklich . . .

Jetzt hatte er mit seinen erhobenen Händen ein so bestürztes, so unbegreifliches Aussehen, daß Louise Doret eine Sekunde lang die Empfindung hatte, daß sie sich täuschte und daß die unwahrscheinliche Geschichte, die der Mensch unter phantastischem Augenrollen hervorstanmelte, um sein nächtliches Eindringen zu erklären, vielleicht Wahrheit war.

Aber im selben Moment entsetzte sie der bestialische Ausdruck dieses Gesichts und die böse Absicht des Eindringlings schien ihr so gewiß, daß sie fast aufgeschrien hätte.

Mit einer heroischen Anstrengung raffte sie sich auf, wich langsam zurück, lehnte sich mit dem Rücken an die geweißte Mauer und blieb dort, aufrecht, regungslos, völlig regungslos, aber in höchster Anspannung und auf dem Sprung, ihn, wenn es sein mußte, mit ihren Händen zu töten.

Nach kurzer Zeit ließ der Mann die Arme ein wenig sinken und begann neuerdings unzusammenhängend seine Geschichte von dem Auftrag, den ihm der abweisende Wächter gegeben hatte. Mit einer breiten, paprigen Stimme stotterte er:

„Schau'n Sie, Frau Doret, schau'n Sie. Ich kenne Doret, deshalb bin ich gekommen . . .“

Im Traume vernahm sie Worte, sie verstand nichts, nichts. Sie begriff nicht. Und sie rührte sich nicht, mit starrem Blick und fest aufeinandergebissenen Zähnen.

Unter dem Schutze dieser Stille versuchte er, einen Schritt auf sie zuzugehen. Plötzlich machte sie eine gebieterische Bewegung:

„Keinen Schritt näher . . .!“

Er hielt inne, wandte zurück, leuchtete.

Unter sich dachte sie daran, daß sie allein, ganz allein diesem Banditen gegenüber war. Keine Hilfe möglich; niemand, der sie rufen hören würde: Nachbarn gab es keine, dieser leere Revolver war ihre einzige Waffe . . . Unmöglich, Patronen von oben zu holen. Sollte sie zur Zimmer-, dann zur Haustür springen, sie im Ru schließen, den Mann einsperren? Er würde durch das Fenster entkommen, und ganz nahe war das Gartenhaus, wo die alte Frau schlief . . .

Also was denn, was . . .? Das Licht zitterte in der Hand der Frau. Sie war im Begriff, schwach zu werden, zu stöhnen: „Töten Sie mich!“

Jetzt begann er sich vor dieser bewaffneten Statue, die ihn lähmte, zu regen. Er sträubte sich, stammelte einen Fluch, schlenberte wilde Blicke und schien wie ein Raubtier zum Sprung auszuholen. Sie drückte sich in die Ecke des Stüßs hinein, wo sie stand.

Nun aber wurde der Mann von einem Hustenanfall gepackt. Verwandlung! Zum zweiten Male erschien es Louise Doret, daß sie einen lächerlichen und ungeheuren Irrtum begehe . . . Wie denn? Das sollte ein Verbrecher sein, dieser klägliche Mensch, der da mit tränenden Augen schnaubte . . .?

Aber das seltsame Wesen veränderte sich. Die Eingebung hielt nicht stand und im Augenblicke erschien das verwüstete und unheildrohende Gesicht von früher, die schrecklichen tierischen Backen — die eine abscheulich kleiner als die andere —, das Kinn dem Ganzen wie ein riesiges, vierediges Stück eingefügt. Von neuem erkannte sie den Mörder . . .

So verstrichen Stunden. Der Mann ließ auf seinem Plage, gezähmt, ohne Sprache und Bewegung der Frau gegenüber, die, eine Scheinwaffe unklammernd, zitternd in Unbeweglichkeit verharrte, die sich bald: „Ja“, bald „Nein!“ sagte und nicht wußte.

Und der Tag kam heran, nach und nach wurde er langsam auf unsichtbaren Wegen sichtbar. Nun war wirklich ein Dritter im Zimmer. Beim Erscheinen dieser Helle fühlte die Frau Tränen in ihren Augen und der Mann, bewegt beim Anblick des armieligen Scheines, grinst oder lächelte.

Ein wenig später verließ Louise bei Tagesgrauen, rückwärts schreitend, das Zimmer, das

Haus, und quer durch den dämmerigen Garten, der erwachte, ging sie daran, das Gartentor zu öffnen. Der schreckliche Besucher schleppte sich hinter ihr drein, dann überholte er sie und ging, den Kopf geneigt, ohne den Redaktor aus dem Auge zu lassen.

Bouisse lehnte zurück, fiel auf ihr Bett und schlief ein. Sie erwachte sehr spät, rieb sich die Augen und mit begeistert erhobenen Armen sang sie ganz laut:

„Ich werde es erfahren. Etienne wird es mir sagen . . .“

Zwei Stunden später brachte man Etienne auf einer Bahre. Ein Schlaganfall hatte den Wächter auf offenem Felde bei seinem Rundgang zu Boden geworfen. Er lebte, aber er hatte das Gedächtnis verloren.

Sie selbst konnte sich nicht mehr klar daran erinnern, was der unheilvolle Eindringling gesagt hatte; nicht einmal jener Jüge konnte sie sich mehr entsinnen; da sie ihn ansah, hatte sie zu viel geforscht, am Grunde seiner Augen nur zu lesen, was er dachte, was er wollte. Ihr blieb für immer unbekannt, was sich in dieser Nacht ereignet hatte.

„Nein“, sagt er, „das ist nicht das Schwert, mit dem mein Vater den Sudan erobert hat.“

Er erklärt, daß der krumme Säbel im Nebenzimmer zu seiner, Sir Abderrahmans, Galatracht gehört. Er hat ihn in London getragen. . . Ja, er war einmal in London, um dem König von England zu huldigen. Ein Orientale, der seinem Oberherrn huldigt, reicht ihm den Griff seiner Waffe dar. Der König hat den Griff dieses goldenen Säbels berührt und ihn dann dem Vasallen zurückgegeben.

„Aber das Schwert meines Vaters ist das nicht!“

Ich beschliesse sogleich, daß ich das wirkliche Schwert Mohammed Achmeds zu sehen bekommen muß. Dieses wunderbare, halb mythische Schwert. Ich erinnere mich nun an etwas, was ich gelesen habe: als der Mahdi starb, suchte der Khalifa lange und vergeblich nach diesem Schwert. Aïcha, die „Mutter der Gläubigen“, die erste Hauptfrau des Mahdi, hatte es versteckt, damit es den Kindern erhalten bleibe.

Um etwas von diesem Schwert zu erfahren, gebrauche ich eine List. Ich sage leichthin:

„Ach so, ich weiß ja, das Schwert des Mahdi ist im Hause des Khalifa ausgestellt.“

Meine List hat Erfolg: Um mir zu beweisen, daß das nicht wahr ist, läßt mich triumphieren, der Saggiid in seine Hände. Ein alter Diener kommt, küßt dem Saggiid innig die Hand. Der gibt den Befehl, und der Diener holt, mein Herz steht fast still, ein funkelndes Etwas, jenes ungeheure Schwert, an das Rudolf Statin gedacht hat, als er schrieb: „Feuer und Schwert im Sudan.“ Das Schwert, das halb Afrika erobert hat und Gordon besiegt. Mit einer großen Bewegung in meinem Herzen betrachte ich es.

Dieses Schwert Mohammed Achmeds sieht, obwohl es nicht gekrimmt ist wie ein orientalisches Säbel, von außen sehr fremd und barbarisch aus. Es ist enorm lang, hat einen mit Sternen und Halbmonden verzierten goldenen Griff, eine ebenso geschmückte Scheide ganz aus gehämmertem Gold. Aber da der Saggiid das Schwert nun aus der Scheide zieht, ist die Form nicht mehr fremdartig. Es sieht aus, wie . . .

Ich springe vor Erregung auf. Ich muß diese Waffe aus größerer Nähe sehen. Ich frage nicht, beuge mich darüber. Sie sieht aus wie der Zweihänder eines deutschen Landsknechts!

Aber ich sehe eine Inschrift in arabischen Zeichen auf der Klinge. „Ein Koranspruch?“ frage ich. „Nein“, sagt der Saggiid, „das sind die Namen der Vorfahren meiner Mutter, der Sultane von Dar-Fur. Sultan Bakkaria, Sultan Ali, Sultan Mohammed el-Fadi . . . Das Schwert hat meine Mutter meinem Vater mitgebracht, es war aus dem Kronschatz der Könige von Dar-Fur . . .“

Ich hörte schon nicht mehr. „Und das?“ Ich schreie beinahe.

Ich habe unter dem arabischen Text auf dieser Klinge ein sauber graviertes Relief gesehen, ein altvertrautes Zeichen. Den Doppeladler des alten römischen Reiches deutscher Nation! Und jetzt lese ich mit starrenden Augen auf diesem Schwert des Mahdi Mohammed Achmed Buchstaben in der deutschen Frakturchrift der Renaissance.

Unter dem Doppeladler steht kunstvoll graviert:

Vivat Carolus V.

Und darunter auf deutsch:

„Römische Kaiser.“

Das Schwert des Mahdi.

Von Arnold Höllriegel.

In bekannt schöner Ausstattung ist im Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin-Charlottenburg, ein Buch „Die Derwischstrommel“ von Arnold Höllriegel, erschienen, das, aus einer Fülle von historischen Zeugnissen schöpfend, das Leben des sudan-arabischen Mahdi erzählt, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der von einer gewissen Mystik umgebene Urheber und Lenker des gegen die Engländer und Türken gerichteten und mit größter Leidenschaftlichkeit erfüllten Aufstandes gewesen ist. Es bedurfte mehrerer hütiger Feldzüge, ehe es gelang, Khartum zu erobern und die Truppen des Mahdi vernichtend zu schlagen. Arnold Höllriegel, der für dieses Buch nicht nur eine Reihe wichtiger Geschichtswerke als Quelle benützt hat, sondern der auch gelegentlich einer längeren Reise im Sudan an Ort und Stelle sein Material sammelte, weiß viel Interessantes über die Ursachen dieses Aufstandes zu berichten und erzählt die Geschichte der jahrelangen Kämpfe lebendig und fesselnd. Auf seiner Reise durch den Sudan hat er den Sohn des Mahdi kennen gelernt, von dem er viele bisher unbekanntes Mitteilungen über die Lebensgeschichte des Mahdi empfangen hat. Durchzogen wird die Erzählung von „Notizen des Reisenden“, das ist von Höllriegels Reiseindrücken und kritischen Betrachtungen. Wir entnehmen mit Erlaubnis des Verlages dem Buche das nachstehende Kapitel:

Ich bin in Omdurman, in dem weitläufigen arabischen Hause, das dem Saggiid Sir Abderrahman el-Mahdi gehört, dem nachgeborenen Sohne Mohammed Achmeds. Der Sohn des Mahdi hat mich empfangen, weil er gehört hat, ich sei mit einer Biographie seines Vaters beschäftigt. Er will mir selbst vom Mahdi erzählen. Er hat seinen Vater freilich niemals gesehen, denn er ist erst zweiundzwanzig Tage nach dem frühen Tode Mohammed Achmeds zur Welt gekommen.

Der Saggiid Abderrahman el-Mahdi ist nach der Vernichtung der Derwischherrschaft unter englischem Schutz erzogen worden. Er hat die englische Regierung des Sudans mit dem großen Einfluß seines Namens stets unterstützt, und der König von England hat dem Sohne des Mahdi einen Orden und den Titel eines britischen Ritters verliehen. Er ist jetzt also Sir Abderrahman. Er ist auch ein sehr reicher Mann. Die Insel Abba im Weißen Nil, wo der Mahdi in einer Höhle gelebt hat, gehört jetzt seinem Sohne, und er betreibt dort eine große Baumwollplantage mit den Weisheiten der modernen Technik. Auch

die Höhle gehört ihm noch, und er beset oft in ihr.

Wie ich ihn da sehe, in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre, sieht er ganz so aus, wie die Zeitgenossen den Mahdi geschildert haben: groß, massiv, mit einem tief schwarzen Bart um das Kinn, mit männlichen Zügen und großen, verträumten Augen.

Sir Abderrahman ist in lange Gewänder aus einem kostbaren, weißen, seidigen Stoff gekleidet und trägt als Turban einen weißen Schal von fast unglaublicher Feinheit. Bis auf den Turban scheint mir sein Kostüm der Alltagskleidung des Papstes im Vatikan ähnlich zu sein. An den Füßen trägt er europäische Lederschuhe.

Außer diesem Hause in Omdurman hat der Sohn des Mahdi noch ein anderes, ein gänzlich europäisch-modernes, in der Gordonstraße drüben in Khartum. Ja, in der Gordon Avenue, solche Scherze macht die Geschichte.

Nachdem mich der Saggiid auf eine zeremonielle Art bewirtet hat (mit Limonade und Plumcate und starken Tee, sehr europäisch), sagt mir mein Dragoman, der Sohn des Mahdi sei nun bereit, mir über seinen Vater Auskunft zu geben: ich solle mir Notizen machen. So schreibe ich denn, unter den aufmerksamen Augen Sir Abderrahmans. Von Zeit zu Zeit bittet er mich mit großer Würde, ihm vorzulesen, was von seinen Angaben ich niedergeschrieben habe. Er legt großen Wert darauf, daß ich alles genau und richtig notiere. „Denn“, sagt er, „man weiß in Europa nicht, daß mein Vater ein guter Mann war. Wäre der Khalifa ebenso gut gewesen, dann wäre der Sudan heute noch frei! . . .“

Frei? Wie meint das der Sohn des Mahdi? Ich blide in sein Gesicht und finde es lächelnd und undurchdringlich, so wie das Gesicht seines Vaters, in das ich auch nicht eindringen kann, ich komme dem Derwisch nicht hinter die lächelnde Maske!

Zwischen Abderrahman und mir steht störend die Sprachverschiedenheit. Ich merke sehr wohl, wie er gern direkt verstünde, was ich zu ihm sage. Wer bin ich denn? Meine ich es ehrlich? Will ich auch wirklich gerecht sein gegen seinen Vater, den Mahdi? Daß ich ein Landsmann Statins bin, ist nicht durchaus beruhigend. Statin hat so viel durch den Mahdi gelitten . . .

Der Saggiid Abderrahman legt großen Wert darauf, mir seine erhabene Abstammung recht klar zu beweisen.

Wenn ich die eine Seite vorgelesen habe und der Dragoman sie übersetzen muß, gewinne ich etwas Zeit zum Denken und Schauen. Immer öfter wandert mein Blick in das Nachbarzimmer, in dem ein krummer, goldener Säbel hängt. Endlich bemerkt der Sohn des Mahdi den Blick.

Nur ist im Augenblick klar, was für eine phantastische, was für eine wunderbare Bedeutung das haben kann, nein, muß. Es kann gar nicht anders sein, empfinde ich, ich halte da das Schwert eines deutschen Kriegers in Händen, irgendeines Kreuzfahrers, der Karl V. auf seinem unglücklichen Feldzug gegen die Korsaren von Algier begleitet hat, und der auf dem Schlachtfeld gefallen ist. Oder der deutsche Junker (denn dies hier war das Schwert eines Edelmannes) wurde gefangen und hat elendiglich als Sklave irgend eines Muselmannes sein

Leben beendet. Was ist dann mit dem Schwert geschehen? Welche Schicksale mag es gehabt haben, welche epischen Abenteuer, während es von Algier aus dann langsam, langsam, im Verlauf von dreihundert Jahren, durch die Sahara gewandert ist, vom Zelt eines halb-wilden Scheichs in das Zelt eines andern, bis zu den schwarzen Sultanen im Bande der Fur...?

Allah! lobpreise ich. Was für ein be-ranichender Abenteuerroman ist deine Welt-geschichte!

Wo entsteht ein neuer Erdteil?

Von Dr. A. Francé.

Nach fast einem Jahrhundert naturwis-senschaftlicher Bildung ist es natürlich heute schon ein guter Teil der Alpinisten, der Win-terportler und Sommerreisenden, denen es bei dem Besuch des bayerischen Hochlandes oder der Dolomiten, auch im Inneren Deutschlands, vor den merkwürdigen Hochflähen und Kalk-abhängen der Eifel oder den wundervollen Felszacken der fränkischen Schweiz, nicht min-der des Schwäbischen Juras ohne weiteres klar ist, welchen Ursprung diese bold gigantischen, bald romantischen Felsköpfe und Wände ge-nommen haben. Man weiß allgemein, daß die Kalkalpen, der Jura, fast alle europäischen Kalkberge einst Korallenriffe gewesen sind. Eine Längstbergangehenheit allerphantastischer Art, die nicht wieder kommt. Wie seltsam ist doch diese Vorstellung! Im hiesigen behaglichen Schwäbischen Land rauschte ein tiefblaues Meer unter ebenso blauem Tropenhimmel, Brandun-gen schäumen über weisem Korallenland. Wo heute das schweigend gewaltige Berggrund des Wettersteins hinabdrückt ins taublickende Gar-mischer Tal, dort wiegen sich Palmenkronen im Seewind. Keine Berge ringsum, sondern sanfte Inselhügel voll Idyllen und Sonnen-glast... Wo fränkischer Kirchen Sonntagsglocken läuten und die ernstesten, schwarzgellei-deten Franken ihre Hügeläder mahnend be-trachten ob der gottlos vielen unruhigen Kalkfelsen, die ihnen das Schicksal ihrer Heimat so reichlich über ihre Köpfe türmt, da war einst Verlassenheit weiter Weltmeere und phanta-stische Blut zauberischer Korallengärten, die eben jene Felsen der fränkischen Schweiz er-bauten. Schwer zu glauben, daß solche Kunde- rung der Welten durch bloßes sanftes Nicken kleinster Zeitänderungen vor sich ging und doch hundertfach bewiesen und handgreiflich un-umstößlich gemacht durch die Kalkschwämme und Korallenstücke, durch Reste von Rifftieren, die von diesen Felswänden auswittern und herabbröckeln.

Aber das war eben einmal so, in Märchen- vergangenheit und Urtagen und ist verschwunden auf Nimmerwiedersehen so wie die Märchen-tiere und Riesentiere der Urzeit. So sagt man sich und irrt dabei so gründlich wie nur mög-lich. Genau daselbe ist auf Erden auch heute da und „gerade jetzt“ bilden sich neue Alpen und Bergländer. Urmeere, Längstbergangen-heit, Korallenmärchen, weltvergeßene Einsam-keit, alles das ist gegenwärtig. Man kann um die Jahrmillionen zurückreisen in die Erdur-zeit und einen längst vergangenen Schöpfungs-tag, der den Menschenaugen verschlossen war, wieder erleben.

Wo? Im siebenten Erdteil. Gerade auf der anderen Seite der Erde, bei den Antipoden. Geographisch gesprochen. Von Australien bis zu den Inselgruppen der Baumotu und Mar-quesas. Oder von einer Nordlinie im Stillen Ocean, die von den Marianen südlich von

Japan bis zu den Hawaii-Inseln reicht und sich im Süden bis zu den Ländern erstreckt, die die niegehörten Namen Tubuai und Pitcairn tragen. Man schlage die Karte des Stillen Ozeans auf und suche diese Namen auf. Dann rechne man sich das damit umschriebene Vier- ed nach. Es umfaßt 26 Millionen Quadratki- lometer. Das ist ein Erdteil, größer als der größte von allen, nämlich Asien, denn das hat an Fläche nur 44 Mill. Quadratkilometer. Wenn man diesen siebenten Erdteil über Europa stellen würde, dann würde er von Schweden bis zum Äquator reichen und von England bis an das Herz von China.

Auf so großem Gebiet, das fast ein Drittel der gesamten Erdoberfläche ist, liegen Tausende, nein, es sind Zehntausende von Inseln, welche jetzt genau dieselbe Natur wiederholen, wie sie vor Bildung der Alpen in Europa lebendig war.

Inseln von zweierlei Natur. Entweder vulkanisch kegelförmig, erdbebenerstütert, von tiefen Tälern durchfurcht, wolkenverhangen, regenfeucht, mit üppigstem Leben überwuchert oder flache Riffe, sonnenüberglüht, einsam, oft arm, sandig, blendend in sengender Hitze von Äquatorstürmen überbraust, ein Land der Kokospalmen und Einöde. Häufig so angeord- net, daß die Vulkanberge umgürtet sind von flachen Wallriffen oder flachen Landfuchen kreisförmig geschlossen sich viele tausend Kilo- meter weit erstrecken. Ich habe diesen sieben- ten Erdteil von einem Ende zum anderen durchzogen und lieben, auch verstehen gelernt. Habe verstanden, warum sich die meisten der Hochberginseln an keiner Westseite zusammen- drängen in einen großen Bogen, der vom einst deutschen Guinea über die Salomonen, Neuen Hebriden, Neufaledonien zu den Fidischinseln reicht; deutlich erkennbar durch diese Linie, daß Australien einst mit Asien zusammenhän- gend bis zu diesem Berggrenzwall gereicht hat, der ein alter Kontinentrand ist, jenseits dessen, gegen Osten zu, dann nur noch das Reich des „Inselstaubes“ sich erstreckt. Denn gleich- sam nur wie Sandkörner in einem großen See sind dann ostwärts die Koralleninseln und Atolle verstreut. Nur wenige von ihnen sind vulkanisch (Samoa, Gesellschaftsinseln, Marquesas), die meisten sind völlig flach, manchmal ungeheuer große schmale Säume um eine Innenlagune, alle aber, ob lätige Vulkane oder längst versunkene, sind ein Erdspitter- gebiet, wie es solche in diesem Ausmaße auf Erden nicht wieder gibt.

Wenn man auf den neuen Hebriden weiß, also in einer Welt, wo noch Kannibalen hausen und weite Urwald- und Berggebiete völlig unerforscht, von Weißen gar nicht be- gangen sind, dann kann man wie wir auf der Insel Esata erleben, daß der Boden Tag und Nacht zittert. Alle paar Wochen oder Monate kommt ein stärkerer Erdstoß, der Risse um

zehn bis zwanzig Meter sinken, unterseeischen Grund ebenso hoch steigen läßt. Wenn man das erlebt hat, dann versteht man es wohl, wenn z. B. auf der Insel Choiseul in 1600 Meter Höhe über dem heutigen Meer an den Bergwänden ausgeetrodnete und emporgehobene Korallenriffe sieht. Auch auf Neufaledonien, den Neuen Hebriden, auf Neu-Island und den Tongaineln kann man ähnliches sehen, wenn auch nicht in solchem Ausmaße. Andererseits versinken z. B. die Gesellschaftsinseln und der Rand des Korallenmeeres. Auf Neufaledonien machte es mir besondere Freude, den Orien nachzugehen, wo man wiederholt derartigen Senkungen unter den Meeresgrund und Reu- hebungen den Felswänden ablesen kann. So oft der Boden unter Wasser war, hatten sich Korallen auf ihm angesiedelt, war er an der Sonne emporgestiegen, hatten ihn Larven und vulkanische Steine überdeckt, so daß sein Aus- sehen seine Geschichte sei; vielen Jahrtausen- den wiedergab.

Durch diese stets wiederholten Hebungen und Senkungen, mit denen natürlich auch Auffaltungen und Zusammenschiebungen. Hand in Hand gehen, entsteht gegenwärtig bereits Neuland. Es bereitet sich ein vielverzweigtes, ungeheures Kettengebirge vor, ganz nach der Art wie die Kalkalpen eines sind, nur mit dem Unterschied, daß hier alles Riesenmaße besitzt, was in Europa im Vergleich dazu ge- ringfügig erscheint. Die Linie der Kalkalpen von Wien bis ins Herz der Schweiz ist etwa 550 Kilometer lang, die Hebungslinie von Neufaledonien bis Neuguinea aber mehr als 23.000 Kilometer, mehr als dreimal so lang denn die gesamten Alpen. Und das ist erst ein Bruchteil der Erdscholle, die sich dort unten im Süden rührt.

Man sieht, wenn man diese Länder bereist, ganz deutlich, daß es sich nicht um einen ein- heitlichen und nach einem Ziel gerichteten Vorgang handelt, sondern daß sich hier viele Bewegungslinien kreuzen. Die ganze ungeheure Kalkscholle wird mit vulkanischen Gesteinen durcheinandergeschoben, gleichsam verknert und verarbeitet. Der Zeitraum, in dem sich das Endgültige zusammenschließen und dem Meere entringen wird, läßt sich demgemäß gar nicht abschätzen, so wie auch die Zeit, in der das alles begann, recht weit zurückliegen muß. Aber daran kann kein Zweifel mehr sein, daß hier wirklich die Bildung eines neuen Erdteils statt- findet, dessen Werden und Sein uns hellstes Licht über die Zustände gibt, aus denen unsere eigenen heimatischen Kalkberge hervorgegangen sind.

Mond und Mars.

Ueber die uns zugewandte Oberflächenhälfte des Mondes wissen wir recht gut Bescheid. Viele Tausende von Einzelformen sind in guten Kartenbildern und in Photographien fest- gelegt und können, nach ihrem Aussehen be- schrieben, nach ihrer Längenausdehnung und Erhebung ausgemessen werden. Wir können auch mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Mondoberfläche aus einem porösen vul- kanischen Gestein bestehen dürfte. Aber die feinsten Einzelheiten, die mit den stärksten optischen Hilfsmitteln gerade noch als ausge- dehntes Gebilde wahrgenommen werden können, müssen schon hier, bei dem der Erde nächst- stehenden Himmelskörper, die Größenordnung der mächtigsten indischen Bauwerke, die Pyra- miden und die größten Dome, übertreffen. Kleinere Einzelheiten entziehen sich durchaus der unterscheidenden Wahrnehmung. Deshalb wissen wir aber erheblich weniger über den Planeten Mars? Mars bleibt auch unter den

günstigen Verhältnissen rund 150mal so weit von uns entfernt wie der Mond. Die kleinsten Gebirge, die sich auf dem Mars noch deutlich unterscheiden lassen, müßten eine Ausdehnung von mehr als 10 bis 20 Kilometer haben, wenn die Bedingungen für ihre Beobachtung denen für Mondbeobachtungen gleich wären; sie sind aber viel ungünstiger, denn der Mond hat keine irgend merkliche atmosphärische Hülle, während der Mars eine der irdischen ähnliche, wenn auch vielleicht weniger dichte Hülle hat. Das von der Sonne ihm zugestrahlte Licht muß also diese Atmosphäre durchdringen und bei der Zurückstrahlung nochmals durchqueren und zulezt noch die Erdatmosphäre passieren.

Habt acht vor den Sonnenstrahlen.

Die kalte Zeit ist vorbei. Licht und Wärme strömen um uns, und wir armen, blaffen Stubenhocker können hinausgehen ins Freie und nach dem kalten Winter uns wieder die Sonne nach Herzenlust auf den Pelz brennen lassen. Aber hier ist einseitigen noch Vorsicht: angebracht. Auch da kann es leicht zuviel des Guten geben. So gesund und erfrischend Sonnenstrahlen der nackten Haut für kurze Zeit bekommen, so erschöpfend und gefährlich werden sie ihr, wenn man ihnen die Haut längere Zeit aussetzt.

Sonnenstrahlen haben neben ihrer Wärmewirkung eine bedeutende chemische Wirkung, die in der Regel gar nicht bekannt ist, oder unterschätzt wird. Besonders groß ist diese chemische Wirkung bei den ultravioletten Strahlen im Sonnenlicht, die besonders in höheren Regionen auftreten, aber nach neueren Forschungen auch im Sonnenlicht des Flachlandes unmittelbar über dem Erdboden vorkommen. Diese Strahlen dringen nun in die tieferen Schichten der ungeschützten Haut ein und rufen dort mehr oder weniger starke Zerstörungen des Gewebes hervor. Diese Zerstörungen können bei geeigneten Umständen, besonders bei künstlich erzeugten Strahlen, so stark sein, daß sie den Tod eines Menschen hervorrufen können. Erst vor gar nicht langer Zeit erfuhr die Welt den Tod eines Archäologen von Ruf, der sich unglücklicherweise bei seiner Forscherarbeit mit ultravioletten Strahlen verbrannte, ohne daß er zunächst etwas davon merkte, und dann an den Folgen dieser Verbrennung starb.

Jeder kennt ähnliche schwächere Verbrennungserscheinungen, hervorgerufen durch natürliches Sonnenlicht, unter dem Namen Sonnenbrand. Dieser Sonnenbrand zeigt, daß schon zu viel des Guten geschehen ist, und ist oft sehr unangenehm für den Menschen, da er meist eine starke Erschlaffung, verbunden mit Schlaflosigkeit, und nicht selten sogar Fieber, zur Folge hat. Die Haut schützt sich nun gegen diese chemischen Einwirkungen, indem sie durch Ablagerung von Farbstoff (Pigment) dem Eindringen der Strahlen in die Haut einen wirksamen Widerstand entgegensetzt. Die Haut wird allmählich braun und ist dann besser geschützt vor den ultravioletten Strahlen. Will man sich also vor Sonnenbrand, der durchaus nicht immer so harmlos ist, schützen, so sei man in der ersten Zeit, in der der Körper noch weiß ist und also seinen natürlichen Schutz noch nicht gebildet hat, recht vorsichtig mit dem Sonnenbad. Man wird sonst gerade das Gegenteil von dem erreichen, was man erreichen will, und statt einer erwarteten Erfrischung und Kräftigung eine Erschlaffung des gesamten Organismus, wenn nicht gar eine tiefere Einwirkung in das Wohlbefinden erzielen. Gerade die

Uebergangszeit, in der ein Körper, der lange Wintermonate hindurch in der Regel von keinerlei Sonnenstrahlen beschienen ist, plötzlich der prallen Sonne ausgesetzt, kann gefährlich werden.

Der Ursprung unseres Alphabets

wurde lange auf die Phönizier zurückgeleitet; die neueren Forschungen haben aber ergeben, daß der eigentliche Erfinder des Vokals war, das etwa um das Jahr 2000 v. Chr. im Sinai wohnte. Diese Feststellung geht auf den Engländer Flinders Petri und seine Reise durch die Sinaigegend zurück. Hier fand er Inschriften in einer uralten Buchstabenschrift, die er teils photographierte, teils zeichnete. Man weiß jedoch nicht, welche Sprachen das Volk gesprochen hat, das diese erste Buchstabenschrift der Welt erfand. Das erste Wort einer Inschrift, das entziffert werden konnte, hieß „Baalat“, das war der Name der Gottheit, unter deren Schutz die Türksgruben am Sinai standen. Dieser Name fehlte in den Inschriften wiederholt wieder. Auf diese Weise gelang es, etliche Buchstaben zu gewinnen, die einen Schlüssel ergaben.

Wissen Sie schon? . . .

In Nordindien färben Greise häufig ihre grauen Haare feuerrot.

Nach den Berechnungen des französischen Astronomen Dr. Bossler nimmt die Sonne jährlich um 180 Billionen Tonnen ab und wird nach 10 Billionen Jahren gänzlich verbrannt und verschwunden sein.

Der Ur ist der eigentliche Auerock, der gänzlich vom Erdboden verschwunden ist. Was gegenwärtig gewöhnlich als Auerock bezeichnet wird, ist nicht der Ur, sondern der Wisent, der sich aus grauester Vergangenheit bis zur Gegenwart erhalten hat, jenes nicht minder gewaltige Wildrind, das einen mächtigen Buckel über den Vorderschultern und mähenartige Haare um den Kopf und Hals trägt und in den meisten zoologischen Gärten zur Schau gestellt ist.

Das wertvollste pharmazeutische Produkt ist zweifellos Opium. Erst an zweiter und dritter Stelle kommen Quecksilber und Chinin.

Eine amerikanische Chemikerin Miss Pennington behauptet, daß der Genuß frischer Eier gesundheitsgefährlich ist. Sie fand in 63 Eiern, die sie untersuchte, 35 verschiedene Arten von Bakterien.

Die alten Römer hielten sich große Hunde, von denen sie ihre Toten zerreißen ließen.

Kokosnüsse können erst zehn Jahre nach dem Pflanzen der Kokospalme geerntet werden.

Für die ersten photographischen Aufnahmen mußte man fast eine Stunde in greller Sonne unbeweglich sitzen.

Diamantschleifereien gab es schon 2400 v. Chr. in Ägypten.

Weiteres.

Der Herr Mayer lehrt. Ein wildes, unregelmäßiges nervenpeinendes Glodenläuten erschütterte die Lust des Dorfes. Ein Fremder fragt: „Sagen Sie bloß, was ist denn das für ein schreckliches Geläute! Brennt es irgendwo?“ Worauf ein Bewohner lächelnd erklärt: „Aee, das ist das Ave Maria! Der Herr Pfarrer hat mal wieder zuviel gegessen und dann läutet er immer selbst . . .“

Immer etwas im Wege. Schon seit Jahren lebt ein Bärchen glücklich in wilder Ehe miteinander. Boshafte Nachbarn melden diese Gesegwidrigkeit einst der Polizei, und so erscheint eines Tages ein Kriminalbeamter in der Behausung, um die Glückseligkeit jäh zu stören. Er stellt den Leuten vor, daß sie sich strafbar machen, wenn sie so weiterleben, und setzt ihnen eine Frist, bis zu welcher sie sich trauen lassen müssen. Der Mann entgegnet ihm: „Bester Herr Kommissar, das wäre schon längst geschehen. Aber jedesmal, wenn wir auf die Hochzeit rüsteten, kam wieder was Kleines dazwischen.“

Geschäftlich. Zu dem Prediger einer Seite kam eine trauernde Witwe und bat ihn um eine Grabrede für ihren sieben heimgegangenen Gatten. Sie fragte den frommen Mann nach dem Honorar, das er für seine trostreichen Worte am Grabe verlange. „Das ist ganz verschieden, liebe Frau“, bemerkte er, „ich habe Predigten für dreißig Mark, ferner solche für zwanzig und zehn Mark — schließlich habe ich noch eine Predigt für fünf Mark — die möchte ich Ihnen aber selber nicht empfehlen.“

Aufklärung. „Sag' mir mal, Onkel, was ist denn das eigentlich, Eherecht?“ fragt der 19jährige Maxl, der einen Schulaufsatz über dieses Thema zu schreiben hat. „Eherecht?“ brummt der Onkel, der zum zweiten Male verheiratet ist, „vermutlich versteht man darunter das Recht, das man hat, ehe man heiratet.“

Schach-Ede.

Alle Aufträge und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zwettl Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 39.

Von Gen. Karl Trägner, Eichwald. Schwarz: Kc2; Sd7 f7; Bb3, g4, h7 (6).



Weiß: Kc2; La1; Se7, e8; Bf2, g3, h6 (7).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannten Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 36: Lf7-g6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, Michel Rudolf, alle aus Kwitkau; Kreiner Wilhelm, Toplitz; Ulbert Rudolf, Proseditz; Lehnert Josef, Niederkamnitz; Triltsch Gustav und Qual Adolf, Wisterschan; Wiesner Wenzel, Ladowitz; Koukal Eduard, Trupschitz; Hyna Josef, Hostomitz; Trägner Karl, Eichwald; Schlattner Eduard, Pihanken; Gottfried Hans und Ufidil Hans, Holschen bei Staab; Hoyer Otto, Saaz; Hofmann Johann, Probstau; Sobert Anton, Reizenhain; Döhnert Max und Mühlendorf Adolf, Tschau; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Haida; Schubert Josef, Bokau; Dinobler Emil, Tetschen; Gen. Subal Josef, Neu Titschein, und Hälbig Johana, Bräutigam Anton, Bergesgrün, verweisen wir auf die heutige Lösung.